



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 12.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Aus der plattdeutschen Bewegung.

Zugleich ein Rückblick auf die Bremer „Plattdütsche Wät“.

Von

D. Steilen, Bremen.

Die in Form einer plattdeutschen Woche aufgezogene 25. Tagung des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes bedeutet in der Geschichte des Verbandes ohne Zweifel einen Meilenstein; denn sie brachte die Entscheidung, daß der Vorort nunmehr im niederdeutschen Sprachgebiete liegt. Berlin wurde durch Hamburg abgelöst. Um die Tragweite dieses Beschlusses zu übersehen, wird man den Blick ein wenig in die Vergangenheit richten müssen.

Die ersten plattdeutschen Vereine entstanden nicht im plattdeutschen Lande, sondern in der Ferne. Sehen wir von Amerika ab, das noch hernach eines Blickes zu würdigen sein wird, so darf die Schweiz für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, den ersten plattdeutschen Verein überhaupt gehabt zu haben. Aus dem „Smöl-Club“, einer geselligen Vereinigung, entstand in Zürich allmählich ein Verein, der nach heutiger Auffassung berechtigt war, sich plattdeutscher Verein zu nennen. Es muß diese Art des Zusammenschlusses ja wohl in der Luft gelegen haben, denn es folgten alsbald andere Orte in der Schweiz, in Süd- und Mitteldeutschland. Im eigentlichen Niederdeutschland gab es bis um etwa 1880 kaum einen plattdeutschen Verein. Die vorhandenen Vereine schlossen sich zusammen zu einem Verbande, der anfänglich kümmerlich genug war. Ihm gehörten 8 Vereine an. Aber mit der Zeit wuchs der Baum und reichte seine Zweige bis an die See. Der Sitz des Verbandes war von Anfang an in Berlin. Bei Gelegenheit der 25. Tagung entwarf der Vorsitzende Karl Seemann aus Berlin ein geschichtliches Bild des Wirkens und Schaffens. Es war nicht allzuviel, was da an geleisteter Arbeit aufzuzählen war. Wer die ganzen Zeitumstände kennt, wird darüber auch nicht enttäuscht gewesen sein. Die Behörden hatten keinerlei Ohr für die plattdeutsche Bewegung, die zudem zur Hauptsache von Kreisen getragen wurde, die keinen oder nur geringen Einfluß besaßen. Vor dem Kriege sagte einmal ein feiner Kenner der Verhältnisse, das Plattdeutsche müsse in der 2. Wagenklasse zum Siege gebracht werden, in der vierten sei es nicht mehr nötig, da herrsche es schon. Dieses Wort trifft den Nagel auf den Kopf.

Es soll und darf keineswegs verkannt werden, daß sich vor dem Kriege schon langsam eine Besserung andahnte. Das geschah in dem Augenblicke, als die vielen Heimatvereine das Plattdeutsche aufgriffen. Wer z. B. die Arbeiten der Männer vom Morgenstern, des Vereins für Niederfächsisches Volkstums verfolgt hat, wird wissen, was gemeint ist. Kurz nach 1900 wurde die Vereinigung „Quidborn“ in Hamburg ins Leben gerufen, die bald eine führende und geachtete Stellung einnahm, und zwar zur Hauptsache durch die klare und zielbewusste Arbeit. Der „Quidborn“ holte das nach, was bis dahin vielfach versäumt worden war, er legte in allen Stücken eine ehrliche Kritik an. Er arbeitete nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande und fand mit solchem Vorgehen begeisterte Zustimmung, so daß er zu seinen Mitgliedern fast alle namhaften niederdeutschen Schriftsteller und Gelehrten zählte. Seine Blätter „Mitteilungen aus dem Quidborn“ und „Plattdütsch Land un Waterlant“ stehen mit einer Auflage von 4000 an der Spitze aller niederdeutschen Zeitschriften. Der „Quidborn“ wirkte befruchtend; das ist unverkennbar. Auch in Schleswig-

Holstein, in Lübeck und in Bremen regte es sich. Langsam, aber sicher erwachte nun in niederdeutschen Landen der niederdeutsche Gedanke, und das Schwergewicht der ganzen Bewegung verschob sich von Berlin nach Hamburg. Innerhalb des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes, der heute in 130 Vereinen rund 16 000 Mitglieder zählt bei 11 Mill. Plattdeutschen überhaupt, wurde schon seit längerer Zeit der Plan erörtert, ob es nicht an der Zeit sei, Hamburg zum Vorort zu bestimmen. Diese Entscheidung hat nun die Bremer Tagung gebracht. Für Berlin wurden 160, für Hamburg 350 Stimmen abgegeben. Wesentlich beeinflusst wurde das Ergebnis durch die von einer tiefen Heimatliebe zeugenden Reden der Schleswig-Holsteiner, von Männern, die die Kraft des Plattdeutschen im Kampfe mit dem Dänentum gesehen hatten und nun für ihre Heimat eintraten, wie Ferdinand Jacchi, Gustav Friedrich Meyer, u. a. Für den Verband hebt nun eine neue Zeit an. Wird Hamburg das halten und geben können, was man von ihm erwartet? Die Quidbornarbeit wurde als vorbildlich bezeichnet; dabei steht aber der „Quidborn“ selbst außerhalb des Verbandes und mit ihm noch manch anderer tatkräftiger Verein, z. B. Münster.

Die Bremer Tagung brachte aber auch offensichtlich zum Vorschein, daß die Behörden dem Plattdeutschen heute freundlich gegenüber stehen. Der Bremer Senat empfing die Teilnehmer der Tagung im Rathaus und ließ ihnen im Ratsteller einen Ehrentrunk reichen, die Hamburger Oberschulbehörde hatte ein Begrüßungsschreiben gesandt und die preussische Regierung den Ministerialdirektor Dr. Raestner als Vertreter geschickt. Letzterer, als Holsteiner ein warmer Freund des Plattdeutschen, gab bekannt, daß die Regierung unter dem 15. Mai einen Erlaß habe ergehen lassen, in dem gefordert wird, daß bis zum 1. Oktober zu berichten ist, in welcher Weise in den einzelnen Schulen das Plattdeutsche gepflegt ist.

Aus den weiteren Verhandlungsgegenständen muß noch die Klärung zum Niederdeutschen Bunde hervorgehoben werden. Der Niederdeutsche Bund wurde 1918 gegründet, um den niederdeutschen Gedanken aller Vereine zu gemeinsamer Stofkraft zusammenzufassen. Ich habe damals in der „Weser-Zeitung“, der „Kölnischen Zeitung“ und an anderen Stellen vor der Neugründung gewarnt, weil der Niederdeutsche Bund für seine Berechtigung auch nicht einen neuen Gedanken beigebracht habe, den nicht schon der Deutsche Bund Heimatschutz vertrat. Die Ereignisse haben mir Recht geben müssen. Der Niederdeutsche Bund hat so gut wie nichts ausrichten können. Neuerdings ist er noch gezwungen, von den angeschlossenen Vereinen Beiträge zu erheben. Dabei stellte sich nun heraus, daß sowohl der Allgemeine Plattdeutsche Verband als auch seine Landesverbände und Einzelvereine dem Niederdeutschen Bunde angehören. Das heißt mit anderen Worten: viele Mitglieder gehören dem Bunde dreimal an, müssen also dreimal Beitrag entrichten. Einstimmig wurde der Vorstandsantrag gebilligt, wonach der Allgemeine Plattdeutsche Verband aus dem Niederdeutschen Bunde ausscheidet.

Schließlich noch ein Wort über die Plattdeutschen im Ausland. Der Bremer Verein hatte in zweijähriger Tätigkeit versucht, mit den Außenlands-Plattdeutschen in Verbindung zu treten. Das ist ihm geglückt. Es fragt sich nur, ob diese Verbindung wirklich solche Folgen zeitigt, als man zu erhoffen scheint. Bei dieser Gelegenheit muß doch daran erinnert werden, daß schon Klaus Groth mit den Plattdeutschen im Auslande Beziehungen anknüpfte, vor allem mit den Plattdeutschen in Nordamerika. Hier war es der aus Elfershude bei Beverstedt stammende Martin Börsman

der mit dem Quiddorndichter in Kiel einen regen Briefwechsel unterhielt. Groth konnte wohl etliche Anregungen geben, aber einen tieferen Einfluß vermochte er nicht auszuüben. Die Plattdeutschen in Nordamerika schlossen sich nach Art unserer Landsmannschaften zu Klubs zusammen, in denen Geselligkeit geübt und Wohlfahrtspflege getrieben wurde. Man bedachte auch: Viele sind sofort nach der Schulentlassung ausgewandert, um in der Heimat nicht Soldat werden zu müssen, also in einem Alter, wo sie hier noch kaum Wurzel geschlagen hatten. Es ist darum durchaus verständlich, wenn die plattdeutschen Amerikaner durch ihre Sprecher erklären ließen, daß sie gute Amerikaner seien, daß sie das deutsche Kinderhilfswerk unterstützen wollen. Nach den begeisterten Empfängen in Hamburg, Bremen und Bremerhaven haben sich die amerikanischen Gäste bald in ihre Heimat begeben. An den Verhandlungen des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes hat wohl kaum einer teilgenommen. Soviel ist sicher, daß wir gut tun, in unserer niederdeutschen Sache nicht allzuviel von den Plattdeutschen im Auslande zu erhoffen; wir könnten sonst wieder einmal bitter enttäuscht werden. Leider haben die Ausländer nur Lichtseiten gesehen; es ist versäumt worden, sie auch an die Stätten zu führen, wo die Not der Zeit in nackter Form zutage tritt. Ich fürchte, nach dem, was mir Holländer von ihren Eindrücken sagten, daß man Deutschland mit falschen Augen gesehen hat.

Die Bremer Tagung war umkleidet zu einer Woche voller Veranstaltungen. Den Glanzpunkt bildete entschieden die Auf- führung des Redentiner Osterspieles in der Rembert- kirche. Das Schauspielhaus brachte an zwei Abenden platt- deutsche Stücke, ein Zeichen, daß sich unsere Muttersprache auch die Bühne wieder erobert. Plattdeutsche Gottesdienste fehlten nicht, und Kunst- und Bücherausstellungen rundeten das Bild von der aufwärts strebenden plattdeutschen Bewegung.

Inschriften von Haus und Gerät unserer Heimat.

Wanderfrüchte

von

Th. H. Schröder, Bremerhaven.

Der Brauch, Haus und Gerät mit allerlei Inschriften zu zieren, ist bei den abendländischen Völkern uralte, man kann sagen, so alt wie die Schrift selbst. Zu den ältesten Denkmälern, auf denen uns germanische Runenschrift überliefert ist, gehören eine Speerspitze, die einen Namen in Runenzeichen, und eine Spange, die ein Runenalphabet trägt. War doch die Rune ursprünglich bestimmt, nicht wie unsere Schrift aufgemalt, sondern in harten Stoff, ursprünglich in Holz, eingeritzt zu werden. Das Holz ist vergangen, aber Runensteine haben sich im Norden in größerer Zahl erhalten. So hatte ähnlich der Ägypter seine heiligen Bilderschriftzeichen, die Hieroglyphen, in den Stein der Pyramiden, Obeliken, Tempel gemeißelt, der Assyrier die Keilschrift in Stein gehauen oder in Tongiege- drückt, der Grieche seine Lautzeichen mit ehernem Griffel in Wachstafeln eingegraben. Denn schon lange vor der Erfindung der Rune hatten die alten Kulturvölker um das Mittelmeerbecken ihre Schrift. Und auch sie verwandten sie zunächst zur Auf- schrift. Wenn der Grieche ein Weihgeschenk, die Rüstung etwa eines im Kampfe erschlagenen Feindes, im Tempel aufhängte, fügte er eine Aufschrift, ein Epigramm, bei, das Namen des Gebers und Anlaß der Stiftung der Nachwelt künden sollte. Und der Römer handelte bei seinen Bauten und seinem Gerät nicht anders. Oft sind uns diese Inschriften aus ferner Zeit, wo der geschichtliche Bericht häufig fehlt, wichtig. Aus jenem alten Kulturkreise dauern auch in unserer Heimat zwei solcher redenden Denkmäler bis in die Gegenwart. Ich meine die beiden mit Relief reich verzierten provinzial-römischen Tongefäße, die — bei Imsum gegraben — nun im Morgensternmuseum zu Geestemünde stehen. Das eine trägt die Aufschrift: AMA ME VITA — Liebe mich, Leben!, das andere: DONA ME — Verschenke mich!

Das ganze Mittelalter hindurch hält sich der Brauch; zur Zeit des Humanismus lebt er neu auf, und nun laufen in Deutschland zwei Arten von Inschriften nebeneinanderher: ge- lehrte und volkstümliche — solche in der Landessprache und andere (zumal bei städtischen oder kirchlichen Brunnbauten und Geräten), die in mehr oder weniger gutem Latein abgefaßt sind, wegen der oft größeren Knappheit, die die Form der lateinischen Sprache ermöglicht — häufig freilich auf Kosten der Allgemein- verständlichkeit.

Was erhält eine Inschrift? Alles von der Wiege bis zum Grab. Das Denkmal, das an ein denkwürdiges Ereignis, eine geschichtliche Person erinnern soll; die Glocke, die die Lebenden ruft, die Toten klagt, das Wetter bricht; Kirche und Rathaus, in denen sich Ansehen und Bedeutung der Gemeinde verkörpern; Bürger- und Bauernhaus, vor allem die Tür, und hier ist es, als ob den Schriftzeichen mit der Anrufung der Gottheit noch eine bannende, Unheil fernhaltende Kraft innewohnte; Kauf- und Gildehaus; und all das Gerät, Werkzeug und Waffen darin: Bett und Bank; Kasten, Schrank und Truhe; Topf und Teller; Trinthorn, Humpen und Krug; Uhr und Leuchter: Buchdeckel

und Gewebe; Haubenschachtel und Lautenband; Gürtel und Gürtelschließe; Faß, Fahne, Schwert und Geschütz; das weite Ge- biet der Münzen und Medaillen nicht zu vergessen.

Bloßer Name, Haus- und Besitzzeichen, Wappen reichen längst nicht mehr aus. Die Inschrift wird sinnvoll, und sie wird um so reizvoller, je mehr sie in innere Beziehung zum Zweck des Gegenstandes tritt, auf dem sie steht; je mehr man ihr das Bodenständige, nur Einmalige anfühlt; und je mehr das mit einer Inschrift gezielte Ding von einer Ueberladung mit In- schriften frei ist.

Sie sind über ganz Deutschland verbreitet, in Mittel- und Süddeutschland vielleicht etwas mehr zu Hause als bei uns, dort wohl auch lebhafter, lustiger, launiger als bei dem im Ganzen weniger phantasiebegabten, mehr nachdenklich-frommen Nord- deutschen. Hier tritt der Humor etwas zurück; Gottesfurcht, Scheu vor Naturgewalten, Stolz auf ererbten oder erworbenen Besitz herrschen in den Inschriften vor.

In der nüchternen Zeit nach den Gründerjahren sind sie fast geschwunden, bis etwa auf das „Mit Gott“ des kaufmännischen Hauptbuches. Wenn unten zwei neuere Inschriften, eine aus der 90er Jahren aus Worpsswede, aufgezeichnet werden konnten, so hat das sicher seinen Grund in der besonderen Zu- sammensetzung dieser eigenartigen ländlichen Gemeinde. In der Gegenwart, die Anleihen überallher macht, lebt die Inschrift wieder auf, z. T. gut — man denke an das „Sich regen bringt Segen“ auf unseren Aluminium-Fünzigpfennigstücken —, z. T. fabrikmäßig und im Uebermaß, bis jede Wand und jedes Ding fein Sprüchlein hat — ein Blick in die sogenannten „Galanterie- warenläden“, in irgend eine „altdeutsche“ Kneipstube, auf den zweifelhaften Segen des Papiernotgeldes — beweist das zur Genüge.

Hier stehe nun von Inschriften aus unserer engern und weitem Heimat, aus alter und neuer Zeit, ein bunter Blumen- und Fruchtstrauch im Wandern gepflückt.

Gott, du wollest deinen Segen
auf dies Haus und Menschen legen
die es bauen und bewohnen,
wolltest du in Gnaden schonen,
auch Sturm und Hagel, Blitz und Brand
sein hiervon gnädig abgewandt.
Gott allein die Ehre. Amen.

Dies Haus zum Aufenthalt der Unsrigen erbaut,
Sei dir, o guter Gott! zu treuer Hand vertrauet,
Vor Hagel, Sturm und Brand
bewahre das Gebäude,
Laß diese Wohnung sein
Ein Sitz von Glück und Freude.

Beide Inschriften von Bauernhäusern in Pennig-
büttel; auf den Querbalken, der über der Tür den Giebel von
dem unteren Ständerbau trennt, schwarz auf weiß aufgemalt.
Beide klingen an Gesangbuchstrophen an; besonders die erste ist
bezeichnend für die Umgebung des Weyersbergs und das
Teufelsmoor und kehrt dort an Häusern des 18. und
19. Jahrhunderts immer wieder.

Was Feuer und Flammen hat vernichtet,
das wird durch Gottes Güte wieder aufgerichtet.
Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn,
er wirds wohl machen.

Claus Brede Anna Brede

den 21. Mai 1825.

Geestemünde,

Mühlenstraße 14 (Alt-Geestendorfer Haus, Schmiede).

1779 d. 11. April ist unser Haus abgebrand
und den 20. Juli dieses wieder aufgerichtet.
Dis Haus wollest du getreuer Gott vor Feuers Noth
bewahren.
Den Eingang und den Ausgang mein
Las dir o Gott befohlen sein.

Geverdt Kriete. Lode Krieten.

Bramstedt.

Zwei Beispiele von Hausprüchen für nach einem Brande
wiedererbauten Häuser.

Lat Haders haten lat nidens praten
wat Gott mey gönt mote geij my laten.
Der Herr ist mein Hirte mir wird nichts mangeln.
Anno 1764 d. 9. July.
Beverstedt, in der goldenen Sonne.

Der dem Volke gemäße Spruch plattdeutsch, der erst durch
Kirche und Schule ihm nahegebrachte Psalmvers hochdeutsch.

Als Günst der Menschen kan nicht schaden
Was Gott wil haben das mus aeralten.

O Mensch schau von der Erder
Dort in des Himmels Haus
Dieses mus verlassen werden
Dortem jagt dich niemand aus.
1706.

Beide: Bremen, Manteinitz

Beide Hausprüche lehren in wechselnder Form durch ganz Deutschland wieder; der erste ist der nur in hochdeutsche Form gebrachte, oben aus Beverstedt plattdeutsch angeführte — dem städtischen Haus entsprechend.

Buten und binnen
Wagen und Winnen.

Bremen, am Schütting (neuere Inschrift am alten Hause).

Bremischer unternehmungslustiger und wagemutiger Handelsgeist am Hause der Kaufmannsgilde auf eine knappe, stab-reimende Formel gebracht.

Du bist wie die Rose im Ratskeller zu Bremen,
Das ist die Rose der Rosen.

Bremen.

Neuer Wandspruch, auf ein Spruchband um eine Frauengestalt gemalt, in einem der Abschlüge im Bremer Ratskeller; Anspielung auf den dort lagernden alten Rüdeshheimer Rosewein von 1653.

Brigheit do it ju openbar,
De Karl und mennich vorst vormar
Deffer stede ghegheven hat;
Des danfet gode is min radt.

Bremen.

Handschrift auf dem Reichsschild (mit dem gekrönten Doppeladler) des Rolands von 1404, des Sinnbildes bremischer Freiheit.

Navigare necesse est, vivere non est necesse.
(Seefahrt ist not, Leben nicht.)

Bremen.

Vom Portal 1655 des Hauses Seefahrt. Von dort ist der Spruch um die Welt und auch auf unsere verflochtenen Unterwesernotgeldscheine gewandert.

Bremen wes ghedehtich
late neicht mer in
ja du bist ohrer mächtig. 1562.

Bremen.

Handschrift eines Steines mit dem Bremer Wappen, dem Schlüssel, im Hofe des Fockemuseums. Bezieht sich auf die überhandnehmende Zuwanderung Fremder in die reiche Stadt.

Vim vi repellere [! repellere] licet. 1755.
(Gewalt darf man mit Gewalt begegnen.)

Bremen.

Handschrift auf einem Bremer Richtschwert im Historischen Focke-Museum.

ein Gluckhenn liebt ihr küchlin sehr,
ich lieb mein liebste noch viel mehr.
Anno 1645.

ut pulli Matris Fouor sic Conjugis Alis. 1642.
(Wie die Hühnchen unter denen der Mutter, so werde ich gehegt unter den Flügeln der Gattin.)

Beide Male dazu Relief: Glucke mit ihren Küchlein. Auf Trauungsmedaillen des Bremer Medailleurs Johann Blum im Gewerbe- und Focke-Museum Bremen.

Ich drücke dich an deine Brust.
Geeftemünde, Morgensternmuseum.

Niemals wird von mir gebrochen,
Was ich einmal hab gesprochen.

ebenda.

Gemalt auf hölzernen Haubenschachteln des 18. und 19. Jahrhunderts, die obere aus Flügeln stammend. Solche Haubenschachteln pflegte der Bräutigam der Braut zu schenken; der Deckel zeigt, wie auch hier, meist in bunter Malerei ein Liebespaar im Grünen oder in Ornamenten, und die mehr oder weniger berbe oder gefühlvolle Umschrift läßt Schlüsse zu auf Stand und Art des Liebhabers.

Hüt Dich für der That der Lügen
Wirt wol Rath sein Dich zu kriegen.

Teufelsmoor.

Auf einer Renaissancetruhe im Privatbesitz eines großen Hofes.

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wanderer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!
Worpswede.

An einem neueren Hause. Hier liegt einmal der Fall vor, daß man nicht nur die Quelle, sondern auch den Dichter und die Entstehungszeit des Spruches kennt. Es ist kein anderer als Goethe. Nach dem Tode seines Freundes und Landesherrn, des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar, war ihm in dem auf steilabfallendem Felsenufer der Saale zwischen Jena und Naumburg gelegenen Schloßchen Dornburg „durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden“. Dort fand er an dem Steinportal das lateinische Distichon:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens.
His qui praeteronut det bona cuncta deus 1638

Es machte solchen Eindruck auf ihn, daß er wiederhol-

Briefe, so an den Kanzler Friedrich v. Müller und den weimarschen Kammerherrn Fr. Aug. v. Beulwitz, damit einleitete. In dem Brief an v. B. vom 17. Juli 1828 gibt er ihm zugleich die deutsche Form und fährt dann fort, den Spruch erläuternd, indem er ihn auf den verstorbenen, hervorragenden deutschen Fürsten anwendet:

„Bei meiner gegenwärtigen Gemütsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade so ein einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines vereinigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daseyn gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu beherbergen, mit Gunst zu verabschieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einlehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.“

Als Goethe am 11. Sept. 1828 durch Arbeit getrübt von der Dornburg schied, sagte er den Dank an den neuen Burgherrn Carl Friedrich zusammen in ein zweites Distichon, ein Gegenstück zu dem ersten:

Schmerzlich trat ich herein, getrost entferne ich mich wieder:
Gönna dem Herren der Burg alles Erfreuliche Gott.

Deo, parentibus et magistris non potest satis gratias repandi. 1895.
(Gott, den Eltern und Lehrern kann man nicht genug Dank abstaten.)

Worpswede, Stein an der Schule.

Intrant securi qui tentant vivere puri.
(Es mögen in Frieden eintreten, die ein reines Leben führen wollen.)

Bederkesa.

Lateinischer Keinspruch auf einem Renaissancestein
Chor der neuen Kirche.

Och ewich is so lang!

Oldenburg.

Alter Inschriftstein, in die Kirchhofmauer eingelassen.

Cuxhaven.

Von

F. Müller, Bremerhaven.

Dort, wo zwischen Elb- und Wesermündung das Land am weitesten ins wogende Wasser hineingreift, erhob sich auf festgestügtem Felsensockel ein hohes, braunes Balkengerüst. Einsam stand es hier draußen und schaute seewärts. Allen Schiffern, die aus fernen Meeren wieder in ihre Heimat zurückkehrten, bot es den ersten Gruß. Die Kugelbake nannten es die Seefahrer. Unter diesem Namen ist es auch all denen bekannt, die hinter seinem Rücken, hinter Dünen und Deichen in Dörfern und Städten wohnen, und all den vielen Binnenländern, die alljährlich Erholung suchend an den Strand von Cuxhaven kommen. Das Balkenwerk hat der Krieg niedergelegt, das massige Fundament ist geblieben.

Schön ist es, auf seinem Rund zu stehen, wenn der Nordwest das Wasser peitscht. Dann jagen vom Meer her die graugrünen Nordseemögen in langen Reihen heran. Als übermütige Kinder der königlichen See schleudern sie ihre silberflockigen Schaumkronen nach dem rauschenden Anprall gegen die Steinbänke des Ufers und in den Sand der Dünen. Ihr Gischet bespritzt die Kleider der schauenden Menschen. Möven schießen hin und her, auf und nieder vom Winddruck geschaukelt. Ihre weißen Leiber blitzen auf vor den Wolkenwänden des nordisch heimatischen Sturmhimmels wie Lichtgrün in diesem Bildniß düsterer Größe.

Schön ist es aber auch, von der Kugelbake aus hinauszusehen, wenn die Sonne vom blauen Himmel lacht. Dann wird der Elbstrom zur funkelnden Straße, auf der die Raufherren aus aller Welt ihre Schiffe fahren lassen. Plumpse Frachtdampfer leuchten stromauf, stromab. Ein weißer Helgoländdampfer gleitet, aus zwei Schornsteinen qualmend, vorüber. Die braunen Segel der Finkenwärder Fischerkutter ziehen wie träumend langsam hinter ihm her.

Ganz fern im Norden, wo der Himmelsrand kosend die alte Mutter Erde zu berühren scheint, erblickt das Auge einen schmalen Streifen Landes — Holsteins Küste. Doch seewärts, von stimmernder Sommerluft umgittert, schwimmt eine Reihe dunkler Punkte im Glanze. Das ist die Insel Neuwerk. Das Fernglas holt sie uns dichter heran und macht die dunklen Punkte zu einem Eiland, zwischen dessen Häusergruppen ein mächtiger Turm aufragt: der Feuerturm. Zur Zeit seiner Erbauung vor manchem Jahrhundert taufte man ihn „das neue Werk“. Und die Insel, bis dahin „Nagge O“ genannt, eignete sich den Namen an und machte ihn zu dem ihren.

Schön ist es aber auch, wenn die Abenddämmerung mit dem letzten Abendrote rinnt und sich über Meer und Strand ein Netz

von Goldfäden und tiefen Farben legt, wenn die Leuchtbojen anfangen, neckisch ihre Glühaugen zu öffnen und zu schließen, wenn die rot und grünen Bordlichter an den schwarzen Schattenbildern gleich dahingleitenden Schiffen aufblitzen und die Leuchttürme anfangen, zu blinken. Dann ist es die rechte Zeit, sich einmal dessen zu erinnern, was die Dünen dieses Strandes schon alles gesehen haben. An ihnen zog der Chaulse seinen Einbaum hinauf, wenn er, des Fischens müde, sich nach einem wärmenden Feuer sehnte. Sie haben die Drachenschiffe der Normannen gekannt, die vor 1000 Jahren, mit heutigetägigen Kämpfern besetzt, elbaufwärts fuhren und Hammaburg in Asche legten. Und die Roggen der Hanfa glitten an ihnen vorüber und die siegreiche Hamburger Flotte unter Simon von Utrecht, mit dem gefährlichsten Seeräuber Klaus Störtebeker und siebzig seiner wilden Gefellen als Gefangenen an Bord. Sie haben von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an Deutschlands Macht immer mehr wachsen und gedeihen sehen. „Vaterland“ und „Imperator“ trugen von Cuxhaven aus die deutsche Flagge über den Ozean. Deutsche Panzer brachen sich durch die Elbmäuer den Weg. Ihre Bugwellen rauschten hoch auf an dem Felsfundament der Kugelbake, und das schwarzbraune Balkenwerk erzitterte vor Freude über die Größe der Zeit. Doch der Herbst 1918 kam.

Ein lebhaftes Treiben entfaltet sich allomherlich am Strande zwischen Cuxhaven und Duhnen und darüber hinaus, an diesem rechten, echten Seestrande — ein reiches, mannigfaltiges Badeleben. Lustiges Lachen erklingt überall. Bunte Fähnchen wehen. Aus dem weißen Sande bauen sich die Kinder Burgen. Hinter ihren Wällen lauern sie da, wenn die Flut kommt. Das Wasser hat scharfe Zähne und beißt ein Stück nach dem andern heraus. Mit Hand und Schaufel muß ausgebessert werden. Doch bald nützt alle Arbeit nichts mehr. Das Wasser bricht mit Macht in die tapfer verteidigte Festung ein. Die steigende Flut scheucht auch die Erwachsenen aus ihren Strandkörben auf. Alles, was das kühle Raß liebt, entledigt sich der beengenden Kleidung und läßt sich im leichten Badegewand von dem salzig-grünen Raß tragen und schaukeln.

Hoch schäumt, geweckt durch die wohlige Umarmung der Wellen, die Lebenslust auf. Doch nicht minder frei und groß breitet sie ihre Schwingen aus, wenn's Watt sich wasserfrei streckt und dehnt. Das tolle, übermütige Treiben des Wattläufers lockt alt und jung. Mit hochaufgekrempten Hosen, geschürzten Röcken, Männlein und Weiblein im lustigen Verein, geht es hinaus auf die glitzernde Fläche: Gravitätisch wie die Störche die einen, hüpfend und mit den Armen schlagend die andern, in jubelnder Jagd, was noch Jugendmut in sich fñhrt. Unten im warmen Schlud gluckerts und brodelts. Taschentücher werden erbeutet und mit dem Stock aus dem Versteck unter der Schlamm-schicht hervorgeholt. Wer ausgleitet, trägt den Seegrund auf seinen Kleidern heim, doch tausendmal mehr noch des Spottes.

Von der Kugelbake aus nach Osten hin legt sich die Stadt zusammen mit dem benachbarten Döse in zwei weiten, flachen Bogen eng an den Strom. Vorland und Schlickwatt sind hier nicht mehr vorhanden. Bei Ebbe und Flut brechen sich die Wellen des Elbstroms an der mit granitener Borde gesäumten Böschung des Deiches. Ein Gemimmel roter Dächer, hohe Kirchtürme, stattliche Hotels und Pensionen, die Masten der Schiffe in den Häfen lugen über die grüne Deichkuppe hinweg und winken den auf breiter Wasserbahn vorübergleitenden Weltwanderern Scheide- oder Willkommensgrüße zu. Doch auch die Wälle der Strandbefestigungen der einst so gewaltigen Seefestung Cuxhaven erheben hier noch ihr Haupt. Allein die meisten der damals westwärts gerichteten Geschützrohre sind aus ihren Bettungen verschwunden, zertrümmert, umgeformt zu blaublitzenden Bauernpflügen, die nun deutschen Boden aufreißen für die Aufnahme der Saat, die ein künftiger Völkerfrühling zum Keimen bringen soll.

Je mehr man sich der Stadt selbst nähert, desto buntfarbig und belebter wird an schönen Sommertagen das Bild. Neben der neuen Wandelhalle spielt die Badekapelle, und hin und her, deichauf und -ab flutet der Strom frohgestimmter, plauderender, lagernder, flirtender Menschen auf der breiten Uferpromenade. Alle, die hier den Augenblick genießen, wollen sehen und zumieist auch gesehen werden, wollen Erinnerungen mitnehmen in ihre Werkstuben und Schreibräume, die ihnen ein Leuchten in die Augen und ein Schmungeln auf die Lippen zaubern.

Alle Dialekte deutscher Landschaften und Stämme klingen hier durcheinander. In dieses babylonische Mundartengemenge mischt sich gar gern und auch Beachtung heischend buntgeklecktes schwerwandelndes Rindvieh mit seinem gedehnten „Muh“. Die Cuxhavener Kuh läßt sich weder durch die Neuzeit noch durch die Rücksichtnahme auf all die junge hellgekleidete Weiblichkeit, die gar zu gern im grünen Grase ruht, oder durch den Wik alles bemäkelnder echter und unechter Berliner ihres Anrechtes auf das saftige Gras der Deichböschung berauben.

Den Hafeneingang betreut ein alter Leuchtturm. Zu seinen Füßen liegt ein Bollwerk. Das heißt „die alte Liebe“. Vernünftige Leute behaupten, es habe seinen Namen nach einem ehemaligen Feuerschiff, dessen breiter Rumpf hier versenkt sei und dem Bollwerk als Träger diene. Doch manche, die Ohren haben für das Geraune und Geflüster aus Sagen, wissen den Namen anders zu deuten.

In einer versteckten Ecke von Cuxhaven träumt das Schloss Rikebüttel von seinem wechselvollen Dasein. Vor vielen hundert Jahren haben Raubritter und Seeräuber hinter seinen Mauern gewohnt. Die Herren von der Lappe waren ihre Führer. Ihnen gehörte auch das Schloss. Sie enterten manch Hamburger Schiff auf der Elbe, und viele reichbeladenen Frachtwagen hanseatischer Kaufleute haben sie in der Heide ausgeraubt. Aber, als den Hamburgern das Treiben der adligen Schnapphähne zu bunt wurde, kamen sie im Jahre 1393 mit Kriegsvolk und Bigden. 800 tapfere Wurfesriesen gesellten sich ihnen zu. Mit stürmender Hand wurde das Schloss genommen. Ein später abgeschlossener Vertrag sicherte gegen Zahlung von 2000 Mark Lübscher und Hamburger Pfennige den Hanseaten das erstrittene Besitztum. Die alten Wälle stehen noch. Sie tragen Büsche und Bäume, deren weitschattende Kronen sich mit dem Himmel um die Wette in dem blanken Wasser des Burggrabens widerspiegeln. Dem massigen, zinnengekrönten Burghaus — jetzt Wohnung des Hamburger Amtmannes — hat das achtzehnte Jahrhundert an der Stirnseite eine neue Fassade in den heiteren Formen des Barocks gegeben. So ganz anders schaut das Schloss aus wohlgepflegtem Garten heraus in unsere Tage als wie einst in der Vergangenheit. Es hat sich den Geist der Ruhe und Heiterkeit herübergerettet aus dem Zeitalter Barthold Heinrich Brodes, der hier als Amtmann hauste, ein Naturfreund und Poet dazu.

Das große, aufreibende, werbende Leben spielt sich andern Ortes ab in Cuxhaven, dort, wo im Fischereihafengelände der Staat Millionenwerte geschaffen hat. Kein Laut davon dringt hierher.

Zwei Sonderlinge der Flora im Braken bei Harsefeld

Wie eine lange Wand steht der „Braken“ da und begrenzt den Ausblick, den man vom Höhenzug aus, der nördlich von Ahlerstedt zum Wiesengrund abfällt, nach Hollenbeck und Harsefeld haben könnte. Zuerst schiebt sich ein dunkler Vorhang vor. Braune Kiefernstämmchen bilden ihn mit dem schwermütigen Grün ihrer schirmförmigen Kronen. Aber aus den vielen Lücken und über den Kiefernvorhang schimmert es mir hoffnungsvoll entgegen. Ueppig quillt das Buchengrün hervor und bildet einen wirkungsvollen Gegensatz zum düstern Kiefernstreifen am südlichen Waldesaum. Stellenweise sehe ich noch kahles Gezweig. Das sind die Eichen. Die legen zuletzt ihren Blütenschmuck an. Ganz vorne am Rande des Waldes streicht der Wind durch das ergrünte Hängegezeig der weißstämmigen Birke. Hin und wieder steht ein Schwarzdorn auf dem Grenzwall. Er ist ganz in weißen Blütenschmuck gehüllt.

Durch ungezählte Lücken der weitästigen Buchenkronen fällt der Sonnenschein in den hohen Raum des Waldesdomes und malt auf den grauen Säulenstämmen eigenartige Figuren, und das fahlbraune Laub, das zu meinen Füßen trocken raschelt, zeichnet sich bald hier mit hellen Lichtflecken, bald dort mit dunklen Schatten.

Hat sich das Blattwerk erst voll entwickelt, dann erreicht nur ein sehr gedämpftes Licht den Waldesboden. Deshalb weist der Buchenwald kein Unterholz auf. Der Boden ist pflanzenarm. Wenn auch die Bucheckern im Frühjahr keimen, im Sommer gehen die jungen Pflanzen an Licht Hunger zugrunde. Die dicke Decke des herabgefallenen Laubes, die trockenen Zweige und die Fruchtbecher tragen auch dazu bei, den Pflanzenwuchs zu verhindern.

Nur, wo sich das Blättermeer nicht vollständig geschlossen hat, oder wo ein Weg den Bestand durchschneidet, da trägt der Humusboden die bekannte charakteristische Laubwaldflora.

Während alle Pflanzen nach dem Lichte streben und mit ihren großen Blättern hungrig jeden Lichtstrahl auffangen, haben sich zwei in das tiefste Dunkel des Hochwaldes zurückgezogen. Seit vielen Jahren beobachte ich an einer Stelle den Fichtenspargel (*Monotropa hypopitys*). Alles an dieser Pflanze ist von blasser, wachsgelber Farbe, auch die zylinderförmige Blüte, die anfangs mit ihrer Mündung gegen den Boden gerichtet ist. Die Pflanze ist ganz chlorophylllos, und da ihre oberirdischen Stengelteile und die schuppenförmigen Blätter keine Spaltöffnungen zeigen, so ist es uns ganz erklärlich, daß sie kein Sonnenlicht zum Bereiten der Nahrung nötig hat. Mit Hilfe von Pilzfäden nimmt sie fertige Nahrung aus dem Boden. Der Fichtenspargel ist nicht nur auf Buchenwälder beschränkt, sondern wie der Name sagt, ist er auch in Fichtenwäldern zu finden. Hier bildet er eine besondere Form (var. *hirsuta*), die sich von der glatten (var. *glabra*) Form in feuchten Buchenwäldern durch eine kurze Behaarung unterscheidet.

Die Nestwurz (*Neottia nidus avis*), die sich im „Braken“ sowohl in Laub- als in Nadelwäldern findet, gleicht in vielen Stücken dem Fichtenspargel. Im Buchenbruchwald ist die interessante Pflanze recht häufig und fehlt an einigen Standorten jedes Jahr wieder, während sie in den trockenen Nadelwäldern nicht beständig ist. Die vom unterirdischen Stengel ausgehenden Wurzeln liegen im Humus. Sie bilden oft ein faustgroßes Gewirr, das den Anlaß zur Benennung dieser Pflanze gegeben hat.

W. Wegewitz, Ahlerstedt (Kr. Stade).